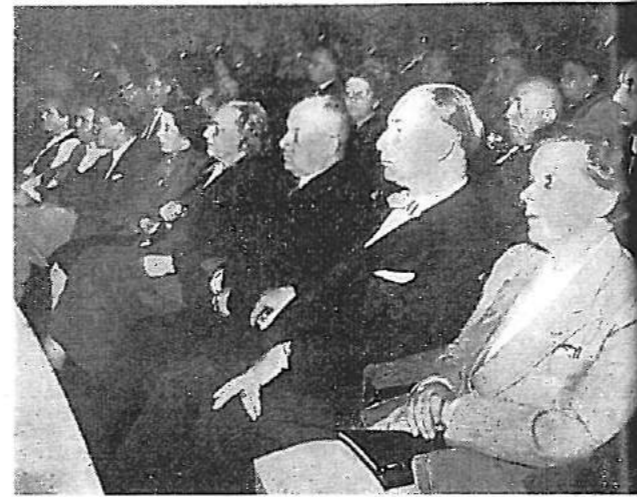




Drei Schwägerinnen, Abgeordnete der Nationalversammlung
(Marie Juchacz und Frau Elisabeth Wöhl (Reichsbrot-AG, Partei) in Weimar.

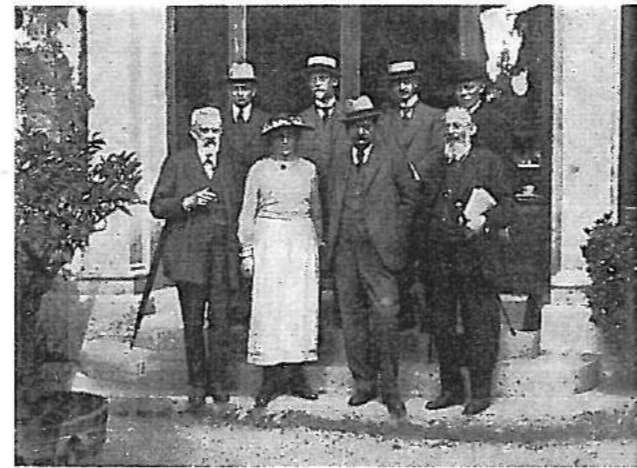


Reichskonferenz Stuttgart 1951



Reichskonferenz Berlin 1953

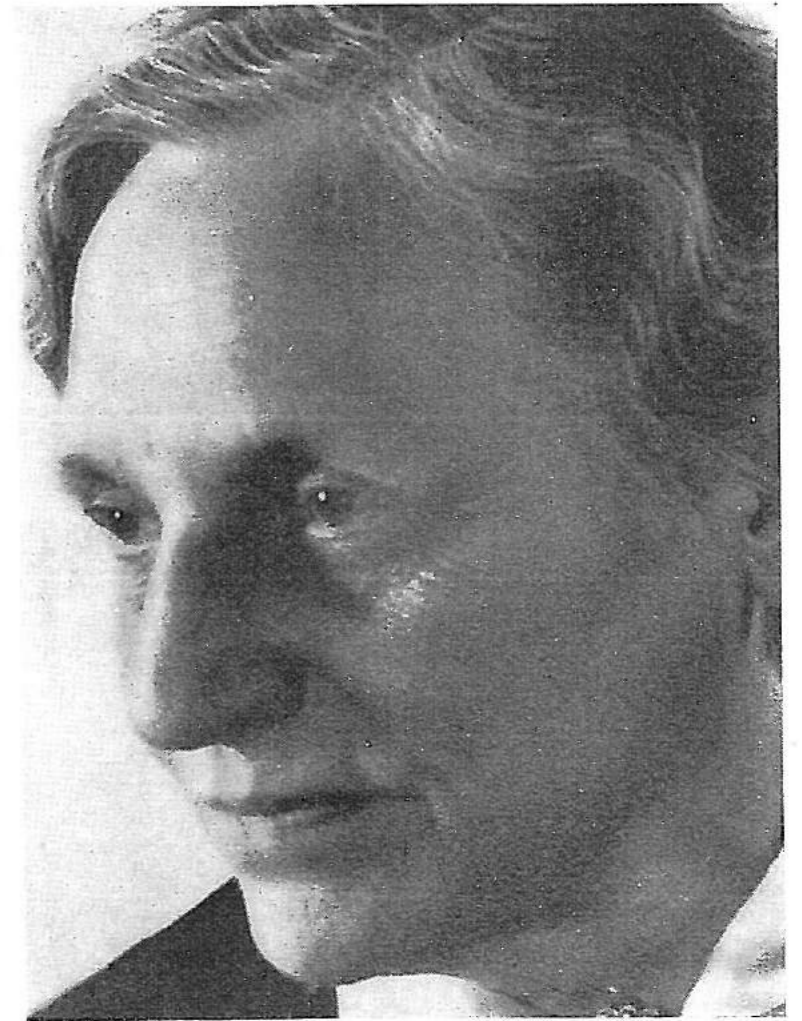
Bilder aus Leben und von Marie Juchacz



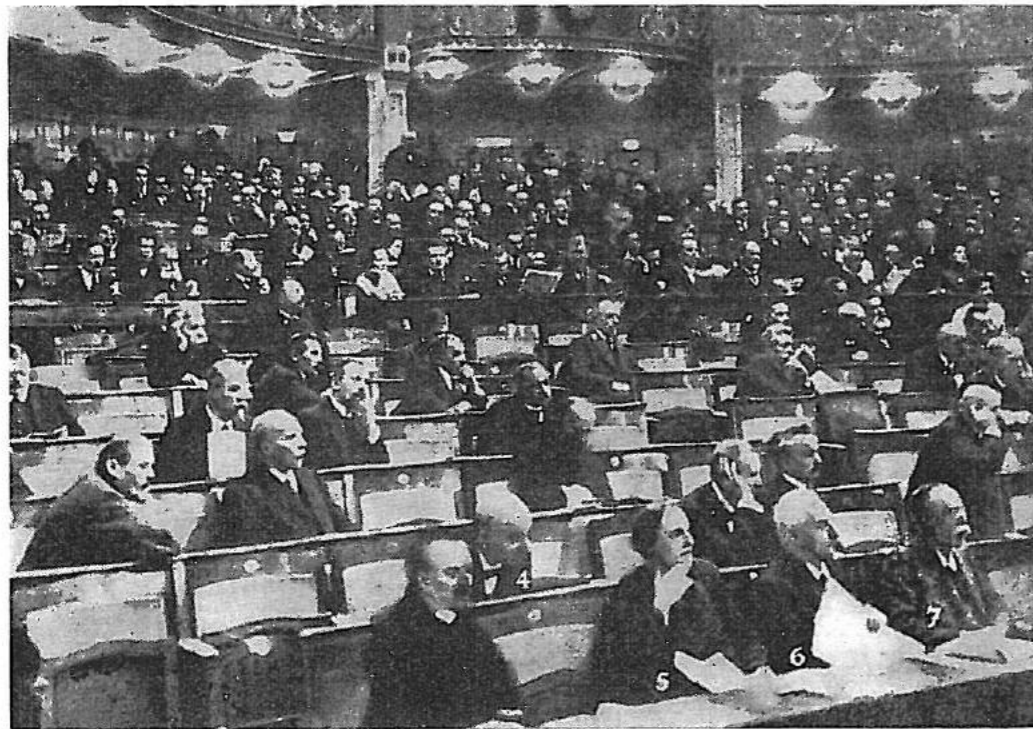
Internationale Sozialistenkonferenz 1920



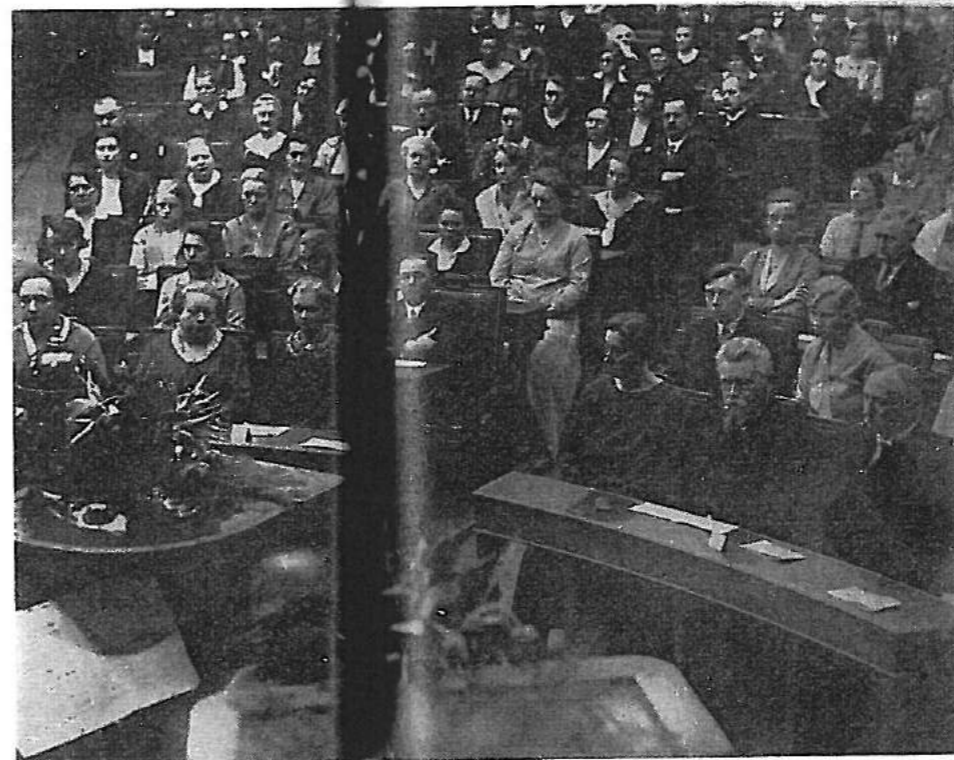
Andreas Dreher und Marie Juchacz



Marie Juchacz



Nationalversammlung in Weimar, Marie Juchacz (5)



Zehnjährige Arbeiterwohlfahrt 1930 in Berlin



Aus den Anfangszeiten der Arbeiterwohlfahrt

Lungenentzündung, schwebte in höchster Lebensgefahr und konnte sich hinterher lange Zeit nicht erholen. Seine Arbeit ruhte, der Verdienst fiel aus, einer Krankenkasse gehörte er nicht an. 4,50 Mark war also plötzlich das Familieneinkommen. Meine Mutter war mit der Pflege vollauf beschäftigt. In dieser Situation erklärte ich energisch, daß ich für einige Zeit in die Fabrik gehen würde. So geschah es. Es wurden dort alle Arten von Netzen hergestellt. Vom feinsten Gardinen- bis zum größten Fischernetz. Verdient habe ich nicht viel. Immerhin war das Wenige in der augenblicklichen Situation eine Hilfe. Zuerst wurde ich beim Spulen, dann an einer Maschine, die fertiges Netzgewebe knüpfte, angelehrt. So wuchs der geringe Anfangslohn auf 7,50 Mark wöchentlich. Dieser Wochenlohn war noch garantiert, als dann die Akkordarbeit begann. Das war in meinem Fall sehr notwendig, denn diese Maschine war alt und schlecht, eine erfahrene Arbeiterin ging überhaupt nicht mehr an sie heran. Es wurde in Tag- und Nachtschichten gearbeitet. Ich erinnere mich heute noch mit Grauen an die Qual dieser Nachtarbeit. ... In der Nachtschicht gab es zwei Stunden Ruhezeit, in der wir uns aus fertigem Netzgewebe Lager machten. Das war nicht unsauber und auch nicht zu unbequem. In diesen zwei Stunden sah ich bei dem „Gedankenaustausch“ der Frauen und Mädchen in eine Welt hinein, die ich nicht kannte und nicht verstand, die kennenzulernen ich auch nicht den Wunsch hatte. Es waren auch sehr ordentliche Frauen darunter, die den anderen oft recht derb ihre Meinung sagten und die überhaupt ein gutes Gegengewicht waren. Kräftig und ungeschwinkt im Ausdruck waren sie alle. Ich war aber nicht reif genug, um das Ganze richtig zu verstehen. Ich hätte (viel später) diese Zeit ganz gerne zum ersten Studium wiederholt. Trotz meiner Jugend und menschlichen Unreife aber hat mir diese Zeit doch genützt, wenn ich auch damals meine Umwelt und die Ursachen mancher Erscheinung noch nicht begriff. ... Als ich mit 17 Jahren in die Fabrik ging, war noch keine Gewerkschaft vorhanden. Das kam erst einige Jahre später. Aber ein Ereignis hatte für mich in der Fabrikzeit eine aufrüttelnde Wirkung. Das Verbot der Nachtarbeit für Frauen in Fabrikbetrieben — bereits im Gesetz festgelegt — sollte in nächster Zukunft in Kraft treten. ... Die Fabrik beschäftigte nur Frauen. ... Plötzlich wurden einige junge Burschen eingestellt. Sie sollten durch die geschicktesten Arbeiterinnen angelehrt werden. Wir kannten die Zusammenhänge nicht. Die älteren Arbeiterinnen fragte die Meister nach der Bedeutung dieser Maßnahme. Es wurde ihnen gesagt, daß von einem bestimmten Datum an des nachts von Männern gearbeitet werden würde. Unter den Frauen entstand eine große Erregung, sie schrien auf die beiden Meister ein, die sich nicht anders zu helfen wußten, als daß sie einige Frauen herauspiketen und sie dem Chef ins Büro schoben. Sie möchten dort selber ihre Sache vertreten. ...

Den Arbeiterinnen wurde dort die Lage dargestellt, daß sie nun auf die Regierung schimpften, die ein so schlechtes, arbeiterinnenfeindliches Gesetz gemacht habe. Mir wollte das Ganze nicht in den Kopf, es stimmte nach meinem Gefühl etwas nicht.

Ich hatte mich schon längere Zeit vorher bei der Verwaltung der Landesirrenanstalt um eine Stellung beworben, weil ich der Fabrikarbeit und ihrer Atmosphäre gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Es war Zufall, daß ich bald nach diesen aufregenden Tagen die Aufforderung erhielt, den Dienst anzutreten, so daß ich nicht arbeitslos wurde und im Verhältnis auch ganz bedeutend mehr verdiente. Diese Art der Arbeit sagte mir auch viel besser zu. Wie ich dann später wahrnahm, arbeitete die Fabrik weiter, aber nur in Tagschicht. ... Die ganze Episode — die verzweifelte Wut der Arbeiterinnen, der Aufschrei dieser Mütter — hat einen starken und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Es war ein sozialer Einblick, für den mir noch der Schlüssel fehlte. Kein Mensch und kein Buch war für mich da, um mir dabei zu helfen, eine Erklärung zu finden. Aber die kurze Zeit in der Fabrik mit allem Drum und Dran hat einen Einfluß auf mein allgemeines Denken hinterlassen und mir später durch die Erinnerung bei meiner menschlichen Entwicklung viel geholfen. Zweieinhalb Jahre war ich dann Wärterin in der Provinzial-Landes-Irrenanstalt zu Landsberg. ... Es gab durch den Direktor, die Ärzte und die Oberin den schwachen Versuch einer theoretischen Ausbildung und menschlichen Erziehung, nicht genügend, um Wissen und Kenntnisse vollwertig abzurufen. Doch lernte man zweifellos sehr viele Dinge gründlich. Das waren: Sauberkeit und peinliche Ordnung, die Einordnung in ein Ganzes, Geschlossenes, die straffe Einteilung und Einhaltung der Arbeitszeit nach Minuten. Aber auch das Aufgehen im Krankenbetrieb und eine Teilnahme am Kranken wurden uns gelehrt und zur Pflicht gemacht. Diese Teilnahme zu wecken und zu pflegen, bemühte sich der Direktor, den ich als Mensch und Persönlichkeit in bester Erinnerung habe. Doch kam es sehr stark auf die Veranlagung und Aufnahmebereitschaft der Mädchen an. Und es war ein Mangel, daß in dem Ganzen kein System war, weil sich das bißchen Theorie, ein wenig über Berufsethos und die Praxis nicht zu einem Ganzen verbanden und abrundeten. Auch waren die Arbeitsbedingungen zu hart, sie sind mit dem heutigen Zustand gar nicht mehr zu vergleichen. Unser Dienst begann im Sommer morgens um 5 Uhr, wenn die Glocke vom Turm der Anstaltskirche weckte. Er ging durch bis 9 Uhr abends. Auch die weniger ausgenutzten Stunden waren gespannte Bereitschaft. Wir hatten keine eigenen Zimmer, nur ein Bett im Schlafsaal der Kranken, damit wir auch des Nachts, falls sich das als notwendig erwies, zur Stelle waren und handeln konnten. ... 10 Minuten hatten wir des morgens für unsere Toilette. Über Tag waren wir immer im Dienst, so auch beim Essen, das wir zugleich und an einem Tisch mit den Kranken einnahmen. Ab neun Uhr abends hatten wir dann eine Stunde lang die Möglichkeit, uns etwas zu unterhalten, unsere Kleider nachzusehen oder auch etwas zu lesen. Wir Wärterinnen waren in dieser Stunde zu dreien oder viere in einem Raum, in dem zugleich (neben knappem Schrankraum für persönliche Dinge des Personals) das Eßgeschirr für zirka 30 bis 40 Menschen gewaschen und aufgehoben wurde, außerdem andere Dinge des Haushaltes einer Krankenstation. Um 10 Uhr hatten wir im Bett zu sein. In diesem „Aufent-

haltsraum“ brannte nach 10 Uhr noch oben auf einem Schrank ein Öllicht, das von draußen her vom Nachtwächter kontrolliert werden konnte. Auch machte die Oberin des Nachts öfter unverhoffte Rundgänge. Sicher waren wir niemals vor Überraschungen. Und trotzdem bin ich oft noch einmal aufgestanden, um noch beim Nachtlicht eine Welle zu lesen. Was habe ich alles angestellt, um der peinlichen Entdeckung zu entgehen, beim nächtlichen Lesen erwischt zu werden! Daß aber an jedem zehnten Tag dieser überlangen Dienstzeit noch eine Nachtwache angefügt wurde, wird man mir kaum glauben wollen. Sie dauerte von abends 9 bis früh 6 Uhr. Je zwei Kolleginnen teilten sich darin. Auch hier konnte man den Schlaf von 4 1/2 Stunden nur im Wachaal bei den Patienten haben, damit man zur Hand war, wenn die wachende Kollegin Hilfe gebrauchte. Die Kontrolle geschah durch eine Steckuhr, die viertelstündlich bedient werden sollte. Daß man Routine darin bekam, im Sitzen auf hartem steifem Stuhl zu schlafen und immer pünktlich an das andere Ende des Saales zur Steckuhr zu gehen, ist wohl erklärlich. Das Schlimme war, daß man während dieser Wachstunden nicht lesen oder evtl. eine Handarbeit machen durfte, auch nicht konnte. ... Ich war mir immer klarer darüber geworden, daß man — als Mädchen — eine geschlossene Berufsausbildung braucht, wenn man an seiner Arbeit wirklich Freude haben soll. So spielte ich damals ernsthaft mit dem Gedanken, Diakonisse zu werden und besprach das mit meinen Eltern. Nicht, weil es mich zu einem solchen „Frauenorden“ besonders hinstieg, sondern, weil mir die Krankenpflege als Beruf besonders zusagte, und ich keine andere Ausbildungsmöglichkeit kannte. Es fehlte auch an Ratgebern. Meine Eltern sahen es von einem anderen Gesichtspunkt aus, sie wollten wohl keine frömmelnde Tochter, sahen viel lieber die spätere Frau und Mutter in mir. Sie redeten mir zu, doch nun Weißnähen und Schneiderei zu erlernen. In den zweiundeinhalb Jahren hatte ich mir soviel zurückgelegt, daß ich es wagen konnte, wenn meine Eltern mir durch Wohnung und Verpflegung helfen würden, was sie mir gerne anboten. Damit könnte ich mir nach ihrer Meinung einmal in allen Lebenslagen helfen. So bin ich ihrem Rat gefolgt. Auch geheiratet habe ich ...

Schwesterliche Kameradschaft

Das ständige Zusammensein mit meiner Schwester Elisabeth war die am stärksten wirkende Kraft in meinem Leben. Diese gegenseitigen Beziehungen wurzelten in der Liebe, in der Freundschaft, in der gegenseitigen Anerkennung, in dem gemeinsamen Suchen nach Klarheit und Erkenntnis. Unser Zusammenleben in wirtschaftlich schwerer Zeit war das Fruchtbare, was nur denkbar ist. Die Kinder mußten ernährt und erzogen werden. Das war wirtschaftlich schwer für eine einzelne Frau. Für zwei Frauen, die sich ergänzten, wurde es schon etwas leichter. Das Zusammenstehen gab uns einen moralischen Halt, den wir immer besonders stark empfunden haben. Wir konnten über jede Schwierigkeit sprechen, weil wir uns mit wenigen Worten verstanden. Das Wertvollste war der ständige geistig-seelische Zusammenklang. Es war ein gemeinsames Ringen

nach Erkenntnis und Klarheit für alle Fragen des Lebens. Wir fühlten die gleiche Verpflichtung in unserer privaten Existenz und in den damit verbundenen moralischen Aufgaben. Wir fühlten aber auch diese gleiche Verpflichtung über das private Leben hinaus. Wir lasen die gleichen Zeitungen, die gleichen Bücher — soweit sie sozialen oder politischen Inhalts waren. Wir diskutierten über den Inhalt, bis wir glaubten, das Wesentliche darin erfaßt und erkannt zu haben. Wir erkannten gemeinsam, daß mit dem Willen, sich an einer Bewegung zu beteiligen, auch die Verpflichtung entsteht und dauernd wächst, diese Bewegung in ihres Wesens Kern zu erfassen und immer wieder aufs neue nach der Wahrheit zu suchen. Wir stellten unsere Irrtümer und neuen Erkenntnisse fest und wuchsen daran.

Wir sind oft gefragt worden, wie wir zur Arbeiterbewegung gekommen sind. Nun, von uns beiden kann ich wohl sagen, daß wir, wenn auch uns selbst fast unmerklich, hineingewachsen sind. Unser Bruder Otto wurde Soldat, als ich noch zur Schule ging. ... Als der Obergefreite der Artillerie aber dann nach dreijähriger Dienstzeit zurückkehrte, erklärte er mir in seiner ersten und etwas unständlichen Weise, daß er und warum er Sozialdemokrat geworden sei! Er gab mir mit vielen Erklärungen einen Text des Erfurter Parteiprogramms. Den ersten Teil verstand ich nicht, und seine Erklärungen machten es mir auch nicht verständlicher. Über den zweiten Teil, die Gegenwartsforderungen, haben wir viel und ernsthaft diskutiert, wobei wir durchaus nicht immer einer Meinung gewesen sind. Ich konnte mir unter einer politischen Partei kaum etwas vorstellen; einen sozialdemokratischen Parteiverband gab es bei uns noch nicht. Aber ich habe bei diesen Debatten über das Erfurter Programm schon damals manches gelernt. Sie lehrten mich über die allgemeinen Dinge nachzudenken, den Staat als etwas anzusehen, woran alle Menschen Anteil nehmen müssen. Aber auch vorher war ich schon aufmerksam gewesen. Unser Vater war immer zum Wählen gegangen. Es kamen dann kleine Zettel mit den verschiedensten Namen ins Haus. Das hatte mich schon als Kind lebhaft interessiert. Wenn ich aber fragte, wen von diesen Männern wirst Du denn wählen, setzte er ein schalkhaft geheimnisvolles Lächeln auf: „Die Wahl ist geheim.“ So tritt ich mich schon früh gerne mit meinem Bruder herum und erregte das verwunderte Kopfschütteln unserer Mutter und anderer Leute, auch unserer jungen Freunde, die wohl glaubten, daß wir einen Spleen hätten. Das ging jahrelang so, wir suchten immer wieder die Gelegenheit dazu. So wurde ich wach und aufmerksam und lernte manches begreifen, wofür mir vorher das Verständnis gefehlt hatte. ...

Unser Vater hatte nach seiner schweren Krankheit und großen Verlusten in seinem Geschäft nun doch nicht mehr die Kraft und den Elan, weiter als „Unternehmer“ zu arbeiten. Es muß ein schwerer Entschluß für ihn gewesen sein, nun als Zimmergeselle unter einem Meister zu arbeiten, doch es blieb wohl nichts anderes übrig. ... Und als nun, sehr zum Mißvergnügen der Meister, die schon erwähnten Arbeiterorganisationen entstanden, kam es bald zu Lohnforderungen und schließlich zum Streik, an dem sich mein Bruder und auch mein Vater

beteiligt haben, während Onkel Johann (als Polier) auf dem Hof blieb. Es ist zwischen den beiden Männern nie mehr ein herzliches Verhältnis hergestellt worden. Es war von meinem Vater eine große moralische Leistung, sich an diesem Streik zu beteiligen. Er war ein alter Handwerksmeister und hatte Jahrzehnte Gesellen beschäftigt und Lehrlinge ausgebildet. ...

Zu diesem Zeitpunkt war Elisabeth herangewachsen. Damals reiften die Kinder unbemittelter Eltern schnell zu selbständigen Menschen heran. Sie mußten sich mit dem Austritt aus der Schule zum mindesten selbst ernähren. So auch meine junge Schwester. Sie war ganz in meiner Nähe in einer Familie, wo sie das Kind betreute und etwas im Hause half. So hatten wir die Möglichkeit, oft beisammen zu sein. Erstaunlich war die Wißbegier des jungen Menschenkinds. Konnte sie an einer Versammlung nicht teilnehmen, mußte ich ihr hinterher alles erzählen. Dabei machte ich die Erfahrung an mir, daß das Erlebnis auch für mich lebendiger wurde, und daß ich bei dem Rückblicken auf viele vom Referenten erwähnte Dinge stieß und sie durchdenken mußte, die sonst vielleicht bald vergessen worden wären. — Es war das Ganze überhaupt eine entscheidende Zeit für mich. Wirtschaftliche Sorgen, Verantwortung und persönlichste seelische Bedrängnis waren eine große Last. Die kindliche Kameradschaft der jungen Schwester war mir eine größere Stütze, als mir wohl damals ganz zum Bewußtsein gekommen ist. Ebenso aber war es das Eindringen in die sozialistische Ideenwelt, die mir sehr geholfen hat, mein Schicksal zu tragen. ... Diese Zeit ist auch der Beginn unserer gemeinsamen Lektüre sozialistischer Zeitungen. Wenn ich — es war dies in der Familie mein freiwilliges tägliches Amt — den Leitartikel und den Parlamentsbericht der „Volksstimme“ (sie erschien zuerst in Frankfurt a. d. Oder, in Kottbus, dann in Lebus) vorgelesen hatte, holte sich Elisabeth die Zeitung von mir. Wieviele Fragen ergaben sich daraus für unseren Wissenshunger! Nichts über diese Provinzzeitung! Sie hatte einen stark informativsten Charakter. Der Leitartikel behandelte ein sozialistisches Problem oder nahm — wegen drohender Bestrafung in der Form vorichtig, in der sozialistischen Haltung aber sehr entschieden — zur Lage der Arbeiterklasse Stellung. Wichtig war auch der Parlamentsbericht. Es waren die Reden der sozialdemokratischen Abgeordneten „zum Fenster hinaus“. Man sage nichts dagegen, es war Abwehr. Große Summen haben die Arbeiter von damals aufgebracht, um alle Strafen wegen „Majestätsbeleidigung“ und anderes, was der Strafrichter herausfand, zu zahlen. Hohe Gefängnisstrafen wurden über die verantwortlichen Redakteure verhängt. So mancher Arbeiter zeichnete verantwortlich — war „Sitzredakteur“ — um den Begabteren und Geschulteren für die notwendige Arbeit zu erhalten. Aber der Abdruck von Parlamentsreden war straffrei. Uns haben sie damals in ihrer Schärfe und Ausführlichkeit sehr zum Verstehen der politischen Zusammenhänge geholfen.

Man glaubt es heute kaum noch, wie eine einzige kleine Provinzzeitung ausgewertet werden kann und wie man sich dabei im Denken und Sprechen, in der

Verarbeitung des Gedachten und auch in der so wichtigen Interpretation üben kann, wenn man interessiert ist und Ausdauer hat. Es blieb nicht bei den sich an das Lesen regelmäßig anschließenden Debatten, sondern pflanzte sich fort in einen weiteren Freundes- und Bekanntenkreis, mit dem man nach Feierabend zusammentraf. Ich lernte verschiedene Dinge dadurch: Die Bedeutung des Staates für die Menschen, die darin leben, bekam ein Urteil darüber, wie dieser Staat beschaffen war und wie man ihn sich denken und wünschen konnte. Man lernte die Macht und die Ohnmacht des damaligen Reichstages kennen und vieles über die soziale Lage der lohnarbeitenden Menschen, vor allem lernte man allgemein denken, stellte sich selber und seine Umwelt nicht in den Mittelpunkt des Denkens, sondern betrachtete sich als einen Teil des Ganzen. ...

Gemeinsam in der Frauenbewegung

Zu Anfang 1905/06 gingen Elisabeth und ich nach Berlin. Unser Ziel war, dort wirtschaftlich Fuß zu fassen. Wir gingen ohne Illusionen, wir hatten beide die Sorge für meine zwei Kinder und wußten, daß es schwer sein würde. Zuvor hatten wir noch eine vertrauensvolle Aussprache mit einigen Genossen, wir wollten einen Weg finden, um uns der sozialistischen Bewegung anschließen zu können. Keiner der Männer wußte richtig Bescheid, wie es anzufangen sei. ... Hier in Schöneberg begann unsere bewußte und intensive Mitarbeit in der Sozialdemokratischen Frauenbewegung. Bis dahin war unser Blick eigentlich nur auf „Arbeiterbewegung“ gerichtet gewesen. Mittlerweile war es uns nun wirklich klar geworden, daß wir, wenn wir mehr als gelegentliche Mitläufer sein wollten, den Umweg über die Sozialdemokratische Frauenbewegung zu gehen hatten. Wir gingen ihn. In Schöneberg angekommen, benützten wir die erste Gelegenheit einer Versammlung des Frauen- und Mädchen-Bildungsvereins, um uns zur Mitgliedschaft anzumelden. Gingen wir damals in eine Versammlung, haben wir das sehr stark als besonderes Erlebnis empfunden. Die sozialistische Idee wurde wohl noch als neu und kühn empfunden, man stand unter dem Gefühl des Ungewöhnlichen. Der Wille, ein freier, gleichberechtigter Mensch zu werden — gegen Hindernisse — war stark in unserem Bewußtsein. Wir waren bereit, Gefahren auf uns zu nehmen, Konflikte zu bestehen, gegen Vorurteile aller Art anzugehen. ... Und dann wurde ich schon bald nach unserer Anmeldung die Vorsitzende dieses Schöneberger „Frauen- und Mädchen-Bildungsvereins“. Wie es dazu kam? Wir saßen bei unserer Heimarbeit. Sie war so eintönig, daß es dabei nicht viel zu denken gab. So konnten wir über andere Dinge sprechen, die uns stark bewegten. Die Türlocke ging, und es erschien eine Deputation von Frauen. Der Verein hätte doch demnächst seine Generalversammlung. Frau X wolle so gern von ihrem Posten als Vorsitzende zurücktreten. Ob wohl die Genossin Juchacz dieses Amt übernehmen würde? Wir hätten uns doch sofort nach unserem Zutug auch für die politische Frauenbewegung zur Verfügung gestellt. Man brauche jüngere Frauen, die in die Bewegung hineinwachsen und die Übernahme aller Ver-

trauensposten wäre abhängig von Willen und Erkenntnis. Sonst könne der Verein seine Aufgabe nicht erfüllen. Ich zögerte sehr, würde ich mich nicht doch zu weit binden? Mit Arbeit überlasten? Auch fühlte ich mich noch gar nicht so wissend, wie die Genossinnen das vielleicht annahmen; ich wollte niemand täuschen. Nun schließlich sagte ich doch Ja, nachdem Elisabeth mir heftig zuwinkte. In der Generalversammlung wurde ich dann einstimmig gewählt. Nun war ich die Vorsitzende des Vereins ein gutes Jahr lang, von 1907 bis 1908, bis das Reichsvereinsgesetz von 1908 den Frauen andere Möglichkeiten gab, sich öffentlich zu betätigen. ... Auftrieb gab uns auch die Vorbereitung des Reichsvereinsgesetzes. Hier winkte uns eine größere Freiheit, weil es die Frauen nicht mehr ganz aus dem Organisationsleben ausschließen wollte. Es versprach im Entwurf der Regierung auch das Koalitionsrecht der Arbeiter, was für die arbeitenden Frauen von größter Bedeutung war. Von bürgerlicher Seite war große Neigung vorhanden, den von den Arbeitern kritisch und wachsam aufgenommenen Entwurf der Regierung noch stark zu verschlechtern. Der Kampf spitzte sich sehr zu. Die Partei, im Einvernehmen mit den Gewerkschaften, hatte schon früher einen eigenen Entwurf für ein freies Vereinsrecht eingebracht. Wir Frauen waren uns darüber einig, daß wir das politische Organisationsrecht wohl anstreben, es aber nicht gegen den Nachteil eines eingeschränkten Koalitionsrechtes für alle arbeitenden Menschen erkaufen wollten.

Man muß sich vorstellen, wie das zentrale Frauenbüro mit geringen technischen Hilfsmitteln arbeiten mußte, um uns in dieser bewegten Zeit laufend zu unterrichten und mit Material zu versehen. Das Reichsvereinsgesetz wurde angenommen. Es hatte Mängel im Koalitionsrecht, enthielt u. a. böse Bestimmungen gegen fremdsprachige Arbeiter und gegen Jugendliche. Aber für uns Frauen waren die Schranken gefallen, die in Preußen, Bayern, Braunschweig und an einigen anderen Stellen von den Polizeiorganen besonders böswillig angewendet worden waren, während sich in Hamburg, Sachsen und Württemberg die Genossinnen der Partei hatten anschließen können. Froh und stolz schlossen wir uns 1908 der Sozialdemokratie an, die seit Jahrzehnten sich vorbehaltlos für die Rechte der Frauen eingesetzt hatte. ...

Für uns beide hatte sich ein Umzug nach Neukölln als notwendig erwiesen. Damals hieß Neukölln noch Rixdorf. Ein Arbeitervorort, mit guter Organisation, getragen von einer starken Vitalität und einem wundervollen kulturellen Auftrieb.

Durch das Vereinsgesetz waren der Sozialdemokratie neue Aufgaben erwachsen und neue Möglichkeiten entstanden. Die Bildungs- und Werbearbeit für die Frauen war zu einer wichtigen Notwendigkeit geworden. Und das war gut so.

Wir waren froh darüber, daß wir hier am Ort unbekannt waren und hofften auf ein wenig Besinnlichkeit. Es würde uns möglich sein, uns auf den Besuch der Veranstaltungen zu beschränken, ohne ein Amt zu haben. Es hatte sich doch auf die Dauer als nicht so einfach erwiesen, neben der Erwerbsarbeit und

den Aufgaben für die Familie verpflichtende Ämter zu bekleiden. Das erforderte ein großes Maß von Energie und Arbeitskraft. Doch wir mußten bald erkennen, daß wir uns darin getäuscht hatten. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß die beiden Genossinnen, die sich da soeben angemeldet hatten, keine absoluten Neulinge waren. Es war zu einer internen Frauenversammlung eingeladen worden. Neben dem Referat eines Genossen sollte über die Einordnung der Frauen in die Parteibewegung beraten werden. Der Zweck dieser Versammlung war einfach der, unter den Frauen, die sich bereits zur Partei bekannten, solche herauszufinden, die für die Werbungs- und Schulungsarbeit Verwendung finden konnten. ... Bis dahin hatte ich munter und ohne Scheu Versammlungen geleitet, in Sitzungen die Verhandlungen geführt, mich auf Frauenabenden an der Diskussion beteiligt und kaum Scheu empfunden, weil sich alles natürlich entwickelte, ich wuchs hinein, ähnlich war es mit meiner Schwester. Jetzt fühlten wir uns plötzlich vor eine größere Forderung gestellt und schreckten zurück. Es kam ein Schreiben an uns beide: Wir hätten uns in dankenswerter Weise zur Mitarbeit bereit erklärt. Nunmehr würden wir gebeten, am „soundsovielten“ im Lokale „sowieso“ über das Thema „Religion und Sozialismus“ zu sprechen. Heiliger Schreck, was nun? Ich ging zu dem Genossen F. ... Mit einem Haufen Literatur und guten Ratschlägen kam ich — als Geschlagene — zu Hause an. Wir gingen mutig daran, was blieb uns übrig? Wir lasen und diskutierten, machten jeder für sich ein ausführliches Manuskript, das uns überall hin begleitete, dann einen Auszug, der aber auch noch sehr ausführlich war. Ich glaube, ich habe es in diesem ersten „Referat“ wohl auf 30 Minuten gebracht. Und das Lampenfieber! Aber es wurde diskutiert und das war dann sehr schön. Meiner Schwester war es ähnlich ergangen, und damit war das Eis bei uns beiden gebrochen. Wir hatten es nun noch mehr notwendig, an uns zu arbeiten und uns dabei selber kritisch zu beobachten. Noch oft erinnerte sich der gute Genosse F. sehr stolz an seine Tat: „Ja, man muß die jungen Hunde ins Wasser werfen, wenn sie schwimmen lernen sollen.“ Ich möchte mich aber auch heute nicht dafür verbürgen, daß diese Methode immer richtig ist.

Jedenfalls avancierten wir beide zu gleicher Zeit als Rednerinnen, zuerst für die sozialistische Frauenbewegung in kleinen, sehr bald in großen Frauen- und allgemeinen Parteiversammlungen. Meine Scheu, in den kleinen Versammlungen zu sprechen, hatte ich kaum überwunden, als ich — wieder durch einen Zufall — gepreßt wurde, in einer großen Frauenversammlung zu sprechen. ... Wir hatten den Stoff in der üblichen Weise verarbeitet. Zu meinem eigenen Erstauen brauchte ich gar nicht oft in die Notizen hineinzusehen. Es rollte sich alles vor meinen geistigen Augen ab. Es war nicht etwa etwas auswendig Gelerntes. Ich entdeckte zum erstenmal bewußt, daß man beim Sprechen auch arbeitet. Wahrscheinlich hatte ich das schon früher getan, aber es nicht bemerkt. Jetzt war es eine Offenbarung, die mich ganz glücklich machte. Die Genossinnen drückten mir hinterher fröhlich die Hände. Mein väterlicher Protoktor, der

Genosse F., stand irgendwo in einer Ecke, dann war er verschwunden. Ich befragte ihn später um sein Urteil. Er habe nichts am Inhalt auszusetzen, wohl aber an meinen Gesten, die seien zu sparsam, es wirke ein wenig zu ruhig, sogar steif. Ich bin trotzdem wohl immer sparsam in meinen Gesten geblieben, jeder Mensch muß auch bei seiner Eigenart bleiben, nicht nur beim öffentlichen Sprechen, sondern auch in seinem übrigen Verhalten. — So fragte mich z. B. einmal der Genosse F., ob ich wohl einen guten Rat von ihm annehmen wolle? „Ja, natürlich.“ Wenn ich des Abends in einen Frauenabend ging, solle ich doch eine Schürze anziehen. (??) Ja, die Frauen würden sicher viel mehr aus sich herausgehen. Ich sähe doch, daß die Hausmütter vom Kochherd oder von der Heimarbeit weg in die Versammlung kämen. Sie würden mich viel mehr als ihresgleichen empfinden, wenn ich es ihnen gleich tun würde. — „Ja, bin ich denn nicht einfach und schlicht in meiner Kleidung?“ — „O, ja, das wohl, Sie dürfen mich nicht mißverstehen.“ Ich dachte einen Augenblick nach. „Hören Sie, Genosse F., was Sie verlangen, würden die Frauen bei mir als eine Maskerade empfinden, weil es nicht echt ist. Wenn man mich sieht, wie ich aus der Straßbahn aussteige, mit dem Hut auf dem Kopf, für mein Gefühl fertiggezogen, wenn ich dann in der Versammlung plötzlich mit der Schürze erscheine, würde man mit Recht fühlen, daß hier etwas nicht echt ist. Bitte seien Sie nicht böse, aber lassen Sie mir meine Art, es wird schon recht sein.“ Ich habe oft an dieses Gespräch zurückgedacht und mich immer wieder auf richtiges Verhalten in Anzug und Benehmen geprüft. Auch das war mir wichtig.

Bald wurden wir zu Parteiversammlungen in der Provinz Brandenburg, Berlin und im Reich angefordert. Es sprach sich sehr schnell herum, daß da wieder ein paar Frauen waren, die reden konnten.

Aber vorher hatte man mich in den Vorstand des örtlichen Parteivereins gewählt. ... In der Folge richteten wir monatlich eine Arbeitsgemeinschaft für fortgeschrittene und interessierte Frauen ein. Wir haben dazu keinen Lehrer angefordert, sondern arbeiteten ganz für uns. Ich weiß noch, daß wir die Bearbeitung des Erfurter Programms von Karl Kautsky ganz systematisch durchgenommen haben. Als männlichen Besuch hatten wir nur hin und wieder unseren Genossen F., der still in einer Ecke saß und zwischendurch ebenso still und unbemerkt wieder verschwand. Die übrigen Genossen des Vorstandes hatten immer ein leises Lächeln für unser Tun, was uns manchmal ärgerte.

Aber Rixdorf hatte eine quicklebendige, geistig und kulturell aufstrebende Arbeiterschaft. Ich erinnere mich gerne an andere Kurse, zu denen Lehrer der Parteischule kamen, u. a. Heinrich Schulz, Max Grunwald, Konrad Haenisch, u. a. Volkswirtschaftler, Ärzte und Juristen sprachen in gutbesuchten Versammlungen oft über soziale Probleme. Der Bildungsausschuß gab sich Mühe um erstklassige Konzerte und gutes Theater. Auf der Rückseite jedes Programms waren die Regeln zu lesen, in denen der Konzert- oder Theaterbesucher um richtiges Verhalten gebeten wurde und freundliche Anweisungen erhielt. ... An

dieser Erziehung zum Kulturgenuß hatte die Berliner „Freie Volksbühne“ keinen geringen Anteil, auch dort wurden die Mitglieder zum richtigen Verhalten bei den Vorstellungen erzogen. Mancher — sich sehr gebildet vorkommende — Theater- und Konzertbesucher hätte sich daran ein Beispiel nehmen können. ... So wurde es mir nachträglich noch bewußt, daß eines der besten Dinge, die mir vererbt und anverzoget wurden, die Diskretion gegenüber dem persönlichen Leben anderer war. Es sind in meinem Leben viele Menschen mit ihrer Not zu mir gekommen, Männer und Frauen. Es lag vielleicht in meiner Arbeit, vielleicht auch an meiner menschlichen Art, daß ich in so viele menschlich-seelische Not hineinschauen mußte. Wenn der einzelne mit seiner Not, mit seinen Konflikten und Problemen zu einem von uns kommt, weil er sich nicht ohne menschlichen Beistand zu helfen weiß, haben wir uns selber die Frage nach dem sozialen und menschlichen „Warum“ vorzulegen. Nicht das „Moralisieren“ ist dann unsere Aufgabe, nicht das Beurteilen-wollen oder gar Verurteilen ist unsere Sache. Wir haben nur Rat zu geben und Hilfe — wenn wir das können (es ist nicht immer möglich). Das Selbstverständlichste aber ist die Pflicht des Schweigens, da wo es notwendig ist und ganz besonders, wo indiscretres Sprechen dem anderen schaden kann. Ich würde mich hier mit dieser Erfahrung meines Lebens nicht so lange aufhalten, wenn ich sie nicht — bis in die jüngste Zeit hinein — immer wieder bestätigt gefunden hätte. ...

Aus meiner Neuköllner Vorstandstätigkeit wurde ich eines Tages in den Vorstand der Parteiorganisation für den Wahlkreis „Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg“ gewählt. Das bedeutete mein Ausscheiden aus dem Neuköllner Vorstand, nicht aber aus der Frauen-tätigkeit, die sich inzwischen sehr erweitert hatte. ... Wir mußten in unserer Berufsarbeit sehr beweglich sein, mehr als ich jemals für möglich gehalten hätte. Mit schlecht bezahlter Heimarbeit hatten wir begonnen, sie war auch sehr eintönig. Bald suchten wir uns eine andere, etwas besser bezahlt und ein wenig interessanter. Näharbeit aller Art und Gattung war Saisonarbeit. Nach presierter Arbeit von wenigen Wochen gab es eine Flaute, und dann wurde oft ganz ausgesetzt. Wer Heimarbeit als Nebenarbeit machen konnte, wenn z. B. die Männer regelmäßig verdienten, (wenn auch nicht genug, um die Familie ganz davon zu erhalten) konnte jahrelang für einen Arbeitgeber tätig sein. Wir konnten das nicht, weil wir immer arbeiten mußten. So gingen wir viele Sparten der Heimarbeit durch. Wenn die eine Saison zu Ende ging (das wußte man ja), suchten wir uns schon etwas anderes. So nähten wir mal ganz leichte Kleider, mal leichte Kostüme und Mäntel, bald schwerere wollene Sachen, manchmal Kleider, manchmal Mäntel. Natürlich fanden wir es besser, nicht in der Heimindustrie zu arbeiten, sondern aus dem Hause zu gehen. Wir haben in der Maßarbeit und auch in der besseren Konfektion gearbeitet, Elisabeth auch eine Zeitlang in der ganz feinen Wäscheanfertigung in einem guten Spezialgeschäft und auch einmal in der „Änderi“ in einem guten Konfektionshaus. Alle diese wechselnden Arbeiten waren aber ebenfalls von der Saison abhängig und das „Aussetzen“ konnten wir uns nicht erlauben. Wir

freuten uns, als anlässlich einer Lohnbewegung des „Verbandes der Schneider und Schneiderinnen“ in Konfektion und Maßschneiderei ein Lohntarif eingeführt wurde, der die Arbeiter und Arbeiterinnen vor der ärgsten Ausbeutung schützte. Ich arbeitete damals gerade bei einer Firma, die in der anständigsten Form die Bedingungen des Lohntarifes erfüllte, ohne sich dabei auf irgendwelche Winkelzüge (die vielfach versucht und auch mit Erfolg durchgeführt wurden) einzulassen. Als z. B. der Tag kam, von dem an wir den freien Samstagnachmittag zu verlangen hatten, bedurfte es nur einer kleinen Erinnerung, um uns sofort freizugeben, während andere Arbeitgeber sich erstmal darum drücken wollten. ...

Parteiarbeit als Beruf

Weder Elisabeth noch ich hatten jemals daran gedacht, unsere Parteiarbeit als Beruf auszuüben. Wohl als Berufung in unserer Freizeit, aber doch so, wie wir es ohne Schädigung für den Lebensunterhalt und für unsere Kinder tun und verantworten konnten. Eines Tages bekam ich eine Einladung in den Parteibe-zirk „Obere Rheinprovinz“, um dort in einer Anzahl von Versammlungen zu sprechen. ... Im März 1913 wurde ich dann nach Köln als Parteisekretärin für den „Bezirk Obere Rheinprovinz“ berufen. Meine spezielle Aufgabe war die Förderung und Pflege der Frauenbewegung. Das schloß aber mit ein, daß ich auf meinen Versammlungsfahrten vor Männern und Frauen jeweils die politischen Themen des Tages behandelte. ... Auch die spezielle Arbeit mit den Frauen ließ sich gut an. Aber es war durchaus nicht leicht. Wie anders war doch die Mentalität der Frauen des Rheinlandes gegenüber der von Berlin oder in der Provinz Brandenburg, in Thüringen oder Sachsen. Wir sprachen hier über dieselben Dinge, über den Sozialismus, die Frauenerwerbsarbeit, die Umwandlung der Hauswirtschaft und des Familienlebens infolge der Technisierung der gesamten Wirtschaft, über die vielseitigen kommunalen Fragen, die das Frauen- und Familienleben so stark beeinflussten, über Probleme der Kindererziehung sowie auch über Religion und Sozialismus, wobei wir sehr viel gegenseitig voneinander lernten, noch viel mehr, als das bei den anderen Themen der Fall war. Sehr viel beschäftigte uns die Materie des Kinderschutzgesetzes, das noch so unvollkommen war und das noch immer übertreten oder gar nicht beachtet wurde. Wir richteten in der Stadt Köln Kinderferienwanderungen ein, wobei wir die Entdeckung machten, daß zwölfjährige Kinder, Buben und Mädchen der Altstadt, noch niemals im Stadtwald gewesen waren. Die engen Straßen der Altstadt waren ihnen auch während der Schulferien die einzigen Spielplätze.

Köln hatte einen recht guten Stamm von politisch interessierten Frauen. Mit ihnen konnte man schon manches machen. Die stärkste Beachtung fanden die sozialen Fragen, hier ging es um das eigene Erleben und Entbehren. Es brauchte jedoch nicht viel, um den Blick auf das Allgemeine zu lenken. Bald war eine gute Atmosphäre des Vertrauens da. ... Hier in Köln wurde auch zum ersten Male der Gedanke an eine eigene Wohlfahrtsorganisation der organisierten Arbeiter-schaft geboren. Unsere Arbeit drängte uns förmlich diese Gedanken auf. Sie

wurden im engsten Freundeskreis hin und her gewälzt, verschiedene Möglichkeiten wurden erwogen, ohne sie realisieren zu können. Die Idee hat mich von da an nie wieder verlassen.

Der Krieg

Ich hatte nach 16 Monaten meiner Tätigkeit das Bewußtsein, auf dem rechten Wege und im Begriff zu sein, etwas von Dauer aufzubauen. ... Da kamen die Julitage 1914, die uns alle aus unseren Illusionen von einer — wenn auch kämpferischen — doch stetigen Aufwärtsentwicklung rissen und unsere uns so lieb gewordene Arbeit grausam unterbrachen. ... Für die politische Schulungs- und Werbearbeit, wie sie bisher geleistet wurde, war in diesen Tagen keine Möglichkeit gegeben. Der „Kölner Stadtverband der Frauenvereine“ rief alle Frauen auf, sich für gemeinsame Arbeit zu stellen. Bisher war es gar nicht üblich gewesen, daß die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung zusammenarbeiteten. Aber war hier nicht eine Situation gegeben, die in sich selber zwingend war? ... Zu Anfang wurde ich übrigens mit sehr sichtbarer, etwas peinlicher Neugier begrüßt und „sehr wohlwollend“ willkommen geheißen. Es waren recht exclusive Damen der Kölner Gesellschaft dabei. Doch bei einzelnen spürte ich bald sehr deutlich die größere Vorurteilslosigkeit heraus. Diese waren mir angenehmer. Wir hatten die Billigung der Stadtverwaltung. Wir wurden auch zu städtischen Ausschüssen, denen außer den Beigeordneten Bürgermeistern, Stadtverordnete und angesehene Bürger angehörten, hinzugezogen. Ich wurde in den Ernährungsausschuß gebeten, den der Oberbürgermeister persönlich leitete. ... Jetzt schickte die Kölner Stadtverwaltung ein paar mal Frauen der „Nationalen Frauengemeinschaft“ auf Informationsreisen. Überall wuchsen „Stadtküchen“ wie Pilze aus der Erde. Die sollten wir uns ansehen und darüber berichten. Das allgemeine Ernährungsproblem machte der Regierung in Berlin zu schaffen. Man erkannte, daß auch davon die endliche Kriegsentscheidung abhing und daß hierbei auch ein guter Teil von den Hausfrauen abhing. In Berlin wurden deshalb den Frauen aus dem Reich Informationen gegeben. Die Kölner Stadtverwaltung legte anscheinend Wert darauf, daß ich mich an diesen Informationsreisen beteiligte. Die Genossen redeten mir zu, ich reiste mit nach Berlin und besuchte einige andere Städte, z. B. München und Stuttgart, wo ich sehr viel sah und hörte, was ich in Köln wieder anwenden konnte. ... Ich habe mir damals zur Aufgabe gemacht, eine lange Zeit täglich 2—3 Familien zu besuchen und mir einen genauen Überblick über ihre Lage, ihre Hilfsmöglichkeiten und die Fähigkeit, sie zu benützen, zu verschaffen. In vielen Fällen konnte ich mit gutem Gewissen helfen, und aus dem Ganzen habe ich sehr viel gelernt. Das war gewiß keine weltbewegende Arbeit in dieser „großen“ Zeit. Aber aus Kleinem setzt sich das Große zusammen. ... Und so ähnlich war die Arbeit der Frauen im ganzen Reich. Und waren wir nicht doch erfüllt, wie von einer Mission? Man mußte sich immer wieder sagen, daß die Frauen bis dahin als Bürgerinnen gar nicht gewertet worden waren. Es gab in Köln ein paar weibliche katholische Waisenpflegerin-

nen, sonst nichts. Das Wahlrecht hatten die Frauen nicht, so konnten sie nicht Stadtverordnete werden. Zu Armenpflegern nahm man den Herrn Schlachtermeister, den Bäckermeister, mal einen Lehrer... Während des Krieges erwehrt aus der Knappheit der Männer, die Kriegsdienst taten, für die Regierung die Notwendigkeit, sich verbend an die Frauen zu wenden, damit sie in den Munitionsfabriken arbeiteten. Für Männer wurde die „Kriegsdienstpflicht“ an-

geordnet, während man sich bei den Frauen an die „Freiwilligkeit“ wandte, was natürlich bei einem großen Teil der Frauen durch die Notwendigkeit, einen zusätzlichen Verdienst zu haben, unterstützt wurde. Die vermehrte Anteilnahme der Frauen am Erwerbsleben schuf soziale Probleme, an denen die Regierung nicht vorbeigehen konnte... So wurde die große Prüfung des ersten Weltkrieges für die Frauen der Anfang für neue Verantwortung.

Die Kinderschutzkommissionen als Vorläufer der Arbeiterwohlfahrt

Von Marie Juchacz

Vorbemerkung der Schriftleitung:

Die nachfolgende Darstellung zeigt die Impulse, die zur sozialen Betätigung der Arbeiterschaft geführt haben, in so anschaulicher und lebendiger Weise, daß wir glauben, diese Ausführungen dürfen in der Marie Juchacz gewidmeten Sondernummer unserer Zeitschrift nicht fehlen, zumal die Anfänge der Arbeit jetzt gerade 50 Jahre zurückliegen. Der Auszug ist entnommen dem 1930 vom Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt herausgegebenen „Lehrbuch der Arbeiterwohlfahrt“ (S. 494 ff.).

Eine sozialdemokratische Frauenkonferenz (München 1902) beschäftigte sich mit der Frage des Kinderschutzes und beschloß, eine lebhaft propagandistische Arbeit zu entfalten. Im Jahre 1904 nahm eine sozialistische Reichs-Frauenkonferenz in Bremen Stellung zu dem im Vorjahre (1903) verabschiedeten Kinderschutzgesetz. Eine einstimmig gefaßte Resolution verpflichtete die sozialdemokratischen Frauen zur eifrigen Überwachung der Durchführung des Gesetzes. 1905 wurde vom Zentralfrauenbureau zur Bildung von Kinderschutzkommissionen aufgefordert. Auf einer späteren Frauenkonferenz (Mannheim 1906) ging man auf Grund der bei der praktischen Arbeit gewonnenen Erkenntnisse weiter, man verpflichtete sich, die Aufmerksamkeit auch auf Kindermißhandlungen und Verwahrlosungen zu richten, ferner durch Einwirkung auf die Gemeindevertreter die Errichtung pädagogisch geleiteter Kindergärten zu fördern und durch die Abgeordneten der Landtage auf eine Reform der Fürsorgeerziehung einzuwirken. Der Mannheimer Parteitag bestätigte den Willen zum Kinderschutz durch Annahme einer gleichlautenden Entschließung. Der Hamburger Gewerkschaftskongreß 1908 empfahl die lobend anerkannte Tätigkeit der Kinderschutzkommissionen zur Nachahmung. Im Jahre 1909 wurde zwischen dem Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Generalkommission der Gewerkschaften eine Vereinbarung getroffen. Es wurden gemeinsame Zirkulare an die örtlichen Organisationen versandt. Sie enthielten die Aufforderung, Kinderschutzkommissionen zu schaffen und zu unterstützen... Es wurden Fragebogen versandt, die bei der Bearbeitung der einzelnen Fälle von Kinderausbeutung, -mißhandlung und -verwahrlosung verwendet werden soll-

ten. Auch wurde mündlich und schriftlich daran gearbeitet, die Frauen mit dem Kinderschutzgesetz, den dazu gehörenden Polizeiverordnungen, ebenso mit der Schädlichkeit der Kindererwerbsarbeit vertraut zu machen. Im Jahre 1911 wurden durch Umfrage 135 bestehende Kinderschutzkommissionen gemeldet, die nach bestimmten Richtlinien arbeiteten. In den größeren Parteidistrikten begann man ganz systematisch zu arbeiten und — was sehr wichtig war — auch das gewonnene Arbeitsmaterial auszuwerten. Die Arbeiterzeitungen wurden mit Artikeln über Kinderarbeit, Kinderschutz, Kindermißhandlung und Kinderverwahrlosung versehen, ein Flugblatt wurde verbreitet, in dem die Schädlichkeit der Kindererwerbsarbeit dargestellt und zum Kinderschutz aufgefordert wurde. In Volks- und Frauenversammlungen, in Leseabenden und Mitgliederzusammenkünften wurden entsprechende Vorträge gehalten. Man hat dort, wo es irgend ging, auch mit Lehrern, Ärzten, Stadtverordneten, Gewerbeinspektionen und mit der Gewerbepolizei zusammengearbeitet.

Sehr bald kamen die Kinderschutzkommissionen auch dazu, Ferienausflüge und -spiele mit den Volksschulkindern zu machen (vorbeugende Fürsorge, Jugendpflege). Man wollte den Stadtverwaltungen mit diesen Veranstaltungen, die eine sehr große Beteiligung hatten, durch die Tat beweisen, wie notwendig die Schaffung von Sand- und Wiesenspielflächen, Waldheimen, Planschwiesen, Kindergärten und -horten durch die Gemeinden sei.

Stellung in der Armenpflege bis 1914

Diese mühevollen Arbeit der Vorkriegszeit konnte nicht die breite Basis finden, wie sie die „Arbeiterwohlfahrt“ bei ihrer Gründung vorfand...

Wir haben aus der kurz skizzierten Entwicklung der Kinderschutzkommissionen gesehen, wie selbst bei ungünstigsten Entwicklungsbedingungen eine Organisation aus einem engen Rahmen herauswächst. Hatte man sich zuerst das Ziel gesteckt, nur der schädlichen Kindererwerbsarbeit entgegenzuwirken, kam man doch sehr bald durch die Arbeit dazu, die Umwelt der Kinder anzusehen, stieß man auf die Ursachen, die z. T. in der wirtschaftlichen Lage der Eltern und Pflegeeltern begründet war. Man entdeckte aber auch sehr viel Unverständnis und mangelnde Einsicht, stieß auf Fami-

lien, in denen Trunksucht und trübe sittliche Verhältnisse vorhanden waren, die eigenen und „Pflegekinder“ aber den schlimmsten Einflüssen, z. T. auch schwersten Mißhandlungen ausgesetzt waren. Man lernte den Straßenhandel und -bettel der Kinder und seine Begleiterscheinungen kennen und beschäftigte sich, angeregt durch die praktische Arbeit, mit der entsprechenden Literatur... Die heute schon in ausgedehntem Maße von den Gemeinden geleistete Jugendpflege hat ihre Vorgänger in der Arbeit der Turn- und Sportvereine, Naturfreunde und anderer Wandervereine. Die Kinderschutzkommissionen haben ebenfalls ihr Teil dazu beigetragen, das öffentliche Gewissen zu wecken und die Organe des Staates zu stärkerer Pflichtleistung an der Allgemeinheit zu erziehen. Zugleich wuchsen sie selbst mit und an ihrer Aufgabe. Es ist anzunehmen, daß bei einer organischen Entwicklung des Obrigkeitsstaates zur Demokratie auch die Kinderschutzkommissionen sich zu einer großen Wohlfahrtsorganisation entwickelt hätten.

Der Krieg unterbrach diese Entwicklung. Zugleich aber wurde die wohlfahrtspflegerische Arbeit in kurzer Zeit umgestaltet. Alle Volkskräfte wurden zur Abwehr der entstehenden Nöte aufgerufen. Es wurde nicht mehr gefragt, woher der einzelne Helfer kam, ja, man bewarb sich um die Mitarbeit der Sozialdemokratie, die man noch vor kurzer Zeit systematisch ausgeschaltet hatte... Dieser Umstand, dazu die Annahme, daß mit dem Ende des Krieges wieder eine andere Norm des sozialen Lebens eintreten würde, ließ den Gedanken an eine eigene Wohlfahrtsorganisation der freien Arbeiterschaft gar nicht aufkommen.

Erst mit dem Ende des Krieges, wurde die Notwendigkeit einer eigenen Wohlfahrtsorganisation der freien Arbeiterschaft akut und der „Hauptausschuß für Arbeiterwohlfahrt“ ins Leben gerufen. Es war nicht schwer, die in der sozialen Arbeit stehenden Kräfte, die uns weltanschauungsmäßig und organisatorisch zugehörten zu sammeln. Es waren ihrer viele, sie verteilten sich über das ganze Reich und in kurzer Zeit stand eine starke, festgefügte Organisation da. In den ersten Richtlinien wurde nur gesagt: Zweck der Organisation sei die Wohlfahrtspflege, um hierbei die soziale Auffassung der Arbeiterschaft durchzusetzen, die gesetzliche Regelung der Wohlfahrtspflege und ihre sachgemäße Durchführung zu fördern. Für diesen Zweck die in der Wohlfahrtspflege Tätigen zusammenzufassen, neue zu werben, die Kräfte dauernd zu schulen, als Organisation die Fragen der Wohlfahrtspflege in ihrer Bedeutung zu erfassen, sie wissenschaftlich durchzuarbeiten, auf die Demokratisierung des öffentlichen Wohlfahrtsapparates hinzuwirken und die Arbeiterschaft bei den Wohlfahrtsbehörden in Reich, Staat und Gemeinde, ebenso bei Zusammenschlüssen der Wohlfahrtsorganisationen zu vertreten, waren die Aufgaben der jungen Organisation, die nunmehr, in der Republik, die Voraussetzungen für ihre Existenz fand.

Der Hauptausschuß teilt mit:

Tagung des Richtlinienausschusses. — Vom 12. bis 14. März 1954 begann in der Schwesternschule der Arbeiterwohlfahrt in Marl ein Ausschuß mit der Ausarbeitung von Richtlinien für die Gestaltung und Führung von Kinderheimen. Der Ausschuß setzt sich zusammen aus Vertretern von Heimträgern, Leiterinnen von Kindererholungs- und Erziehungsheimen, Vertretern von heilpädagogischen Entsendestellen und Ausbildungsstätten.

Neue Schrift: „Verstehen um zu helfen“ Die Schrift, die im Märzheft von „Neues Beginnen“ irrtümlich unter dem Titel „Helfen um zu heilen“ eine Voranzeige erhielt, will nach dem Untertitel „Ein Beitrag zur Arbeit mit Menschen“ sein. Sie wird vom Arbeitskreis Soziale Fortbildung (getragen vom Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt und vom Unitarian Service Committee) herausgegeben und bringt auf 88 Seiten die Ergebnisse und Erfahrungen des „Bremer Seminars“ für leitende Sozialarbeiter, das im Frühjahr 1953 gemeinsam vom Unitarian Service Committee und der Arbeiterwohlfahrt durchgeführt wurde.

In einer Einführung wird von Katharine Taylor die Entstehungsgeschichte des Bremer Seminars aufgezeigt. George Frankl erläutert in längeren Ausführungen „Einige Grundgesetze menschlicher Entwicklung“, während Joseph F. Meisels über „Entwicklungsphase und Erziehung“ spricht. Die weiteren Aufsätze des Büchleins beschäftigen sich mit Methodenfragen in der Sozialarbeit. „Helfende und heilende Beziehungen in der Erziehungsberatung“ werden von Ruth Bang dargestellt. Christiane Zimmer behandelt die helfende Beziehung in zwei Aufsätzen unter den Titeln „Menschliche Beziehungen im Rahmen der Einzelarbeit (Casework)“ und „Supervisor und Sozialarbeiter im Lehr- und Lernprozeß“.

In einem Schlußwort bringt Emma Schulze die Hoffnung zum Ausdruck, daß das kleine Buch auch den Sozialarbeitern, die nicht am Bremer Seminar teilnahmen, etwas von dem vermitteln möge, was dort erlebt und gelernt wurde. Sie zeigt insbesondere, wie die neuen psychologischen Erkenntnisse dem Sozialarbeiter eine Hilfe für die berufliche Weiterbildung, bei der Klärung der eigenen Ansichten und bei der Gewinnung von Mitarbeitern zu sein vermögen.

Die Schrift ist zum Preise von 1,50 DM beim Arbeitskreis Soziale Fortbildung, Bremen, Kurfürstenallee 9, zu beziehen.

Sozialarbeitertreffen 1954 Wie bereits mitgeteilt, findet das diesjährige Sozialarbeitertreffen vom 27. bis 30. Mai im Gewerkschaftshaus Königstein/Taunus, statt.

Berufung Der Herr Bundesminister des Innern hat Frau Emma Schulze, Vorstandsmitglied des Haupt-

ausschusses der Arbeiterwohlfahrt, in das neu gebildete Kuratorium für Jugendfragen sowie in den Aktionsausschuß beim Kuratorium für Jugendfragen berufen.

Interministerielle Besprechung über die finanzielle Situation der Freien Wohlfahrtspflege Der Herr Bundesminister des Innern hat am 18. Februar 1954 zu einer interministeriellen Besprechung in Anwesenheit von Vertretern aller Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege eingeladen, um die finanziellen Ursachen, die die volle Entfaltungsmöglichkeit und Weiterentwicklung der Freien Wohlfahrtspflege hemmen, allen einschlägigen Ministerien vor Augen zu führen und die Möglichkeiten ihrer Überwindung zu erörtern. Vom

Das interessiert den Sozialarbeiter

Aus dem Jahresbericht des Vertriebenenministeriums. — Das Bundesvertriebenenministerium bezeichnet die energische Fortführung der inneren Umsiedlung und die Ansiedlung der vertriebenen Bauern als die wichtigste Aufgabe für das kommende Jahr.

Wie aus dem Jahresbericht für 1953 hervorgeht, gab es am Jahresende in der Bundesrepublik 8,3 Millionen Vertriebene und über zwei Millionen Flüchtlinge aus der Sowjetzone. Nur knapp ein Viertel davon hat wieder die frühere berufliche Selbständigkeit erreicht.

59 000 Vertriebene und Flüchtlinge sind wieder selbständige Handwerker, 7000 Eigentümer kleinerer und mittlerer Industriebetriebe, 44 000 selbständige Gewerbetreibende und 40 000 selbständige Bauern. Von den bis Kriegsende freiberuflich Tätigen arbeiten neunzig Prozent wieder in ihrem alten Beruf.

Die Hälfte der 1952 in alle Länder der Welt ausgewanderten 80 000 Deutschen waren Vertriebene und Flüchtlinge. Die gleiche Zahl Auswanderer erwartet das Vertriebenenministerium auch für 1953. Es rechnet ferner damit, daß die Bundesrepublik in diesem Jahr rund 300 000 Flüchtlinge aus der Sowjetzone aufgenommen hat. 1952 waren es 200 000. Der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbeschäftigung im Bundesgebiet hat sich nach dem Jahresbericht von 30,6 Prozent

Hauptausschuß der Arbeiterwohlfahrt nahmen der 1. Vorsitzende Heinrich Albertz und die 2. Vorsitzende und Hauptgeschäftsführerin Lotte Lemke, teil.

Der Leiter der Abteilung V im Bundes-Innenministerium, Ministerialdirektor Dr. Kitz, erläuterte an Hand statistischen Materials die heutigen Aufgaben und die Lage der Freien Wohlfahrtspflege. Als Maßnahmen, die für die finanzielle Stützung der Freien Wohlfahrtspflege notwendig erschienen, wurden insbesondere genannt: die Erschließung von Kreditmitteln für die Freie Wohlfahrtspflege, die Erhöhung des Pauschalsatzes für die Spitzenverbände im Rahmen des Haushaltes des Bundesinnenministeriums, die Berücksichtigung der Interessen der Freien Wohlfahrtspflege im Kriegstfolgenschlusgesetz, die Pflegesatzregelung bei den Krankenanstalten, sowie die Notwendigkeit der Bereitstellung öffentlicher Mittel, um dem Nachwuchsmangel in den sozialen Berufen zu begegnen.

am 31. Oktober 1952 auf 28 Prozent Ende September 1953 verringert. Hervorgehoben wird, daß der Anteil der unselbständig beschäftigten Vertriebenen und Flüchtlinge von früher 65 Prozent auf 93 Prozent angestiegen ist.

Über die Abwicklung des Lastenausgleichs berichtet das Ministerium, die zuerst stockend angelaufenen Zahlungen würden jetzt zügig abfließen. Dagegen seien die Leistungen aus dem Härtefonds für Sowjetzonenflüchtlinge noch nicht richtig angelaufen.

Erste Berufshilfsschule in Mönchengladbach. — Für viele praktisch veranlagte Jugendliche mag der Besuch der Berufsschule eine Qual sein. Wie viel



mehr Schwierigkeiten müssen aber dann jene Berufsschüler haben, die nicht aus der Volksschule sondern aus der Hilfsschule entlassen wurden?! Sie können den dargebrachten Stoff der theoretischen Fächer nicht bewältigen, da ihr Entwicklungsstand nicht dem der gleichaltrigen Volksschüler entspricht.

KABBA

der Plantagentrank

köstlich wie Schokolade,
reich an wertvollen Aufbaustoffen

